



Feierabend



Nach zwanzig Jahren.

Von D. Henry.

(D. Henry, dessen wirklicher Name William Sydney Porter war, lebte von 1862 bis 1910 und gehört zu den besten amerikanischen Erzählern. Von seinen vielen Skizzenbänden seien besonders „The four Million“ — „Die vier Millionen“, ferner „Heart of the West“ — „Das Herz des Westens“ hervorgehoben.)

Der Revierpolizist schritt gravitätisch die Allee entlang. Sein gravitätischer Gang war in seiner Natur gelegen und keineswegs markiert, denn es waren nur ganz wenige Zuschauer auf der Straße. Es war wohl kaum erst zehn Uhr abends, aber frostige Windstöße mit kleinen Regenschauern hatten die Straßen beinahe geleert.

Er probierte an den Türen, ob sie geschlossen seien, schwang seinen Stod mit viel Gewichtigkeit und in kunstvollen Bewegungen, schritt auf und nieder, um sein wachsameres Auge die Verkehrstraße heruntergleiten zu lassen. Der Polizist mit seiner kräftigen Figur und seiner etwas von oben herablickenden Art war ein ganz nettes Bild für einen Friedenswächter. Seine Nachbarschaft gehörte zu jenen, die bald zur Ruhe gehen. Nur hier und dort konnte man die Lichter eines Zigarettengeschäftes oder einer Schenke, die die ganze Nacht offen hielt, gewahren. Doch die Mehrzahl der Türen gehörte Geschäften an, die schon seit langem gesperrt hatten.

Als sich der Polizist etwa in der Mitte eines Häuservierecks befand, verlangsamte er seinen Gang. Beim Türeingang eines Eisenwarengeschäftes lehnte ein Mann, der eine unangezündete Zigarre im Munde hielt. Als sich ihm der Polizist näherte, begann der Mann rasch zu sprechen.

„Es ist alles in Ordnung, Herr Sicherheitswachmann“, versicherte er wiederholt, „ich bin im Begriffe, hier einen Freund zu erwarten. Es handelt sich um eine Vereinbarung, die wir vor zwanzig Jahren miteinander geschlossen haben. Es kommt Ihnen wohl ein bißchen fraglich vor, nicht wahr? Schön, ich will es Ihnen erklären, damit Sie gewiß sind, das alles in bester Ordnung ist. Vor jener langer Zeit war nämlich hier an dieser Stelle, wo jetzt dieser Laden ist, ein Restaurant — Big Joe Bradys Restaurant — so hieß es.“

„Noch bis vor fünf Jahren war es hier.“

entgegnete der Wachmann. „Es wurde dann eingerissen.“

Der Mann vor der Geschäftstürte riß ein Bündel Holz an und zündete sich die Zigarre an. Das Licht enthüllte ein bleiches, viereckiges Gesicht, mit unternehmend dreinblickenden Augen, und einer kleinen weißen Narbe nahe bei der rechten Augenbraue. Er hatte eine Strawattennadel, die einen großen Diamanten trug, der ganz sonderbar gefaßt war.

„Heute vor zwanzig Jahren“, sprach der Mann, „bin ich hier bei Big Joe Brady mit Jimmy Wells, meinem besten Kameraden, dem wackersten Burischen auf der ganzen Welt, gefessen. Er und ich sind hier in New York aufgewachsen und wir waren wie zwei Brüder miteinander. Ich war damals 18 Jahre alt, Jimmy zählte 20. Am folgenden Morgen mußte ich nach dem Westen reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Den Jimmy konnte niemand dazu bewegen, New York zu verlassen. Er hielt es für den einzigen Ort auf der Erde, wo man leben konnte. Nun, und damals gelobten wir einander, daß genau zwanzig Jahre nach diesem Tage und Jahre wir uns hier an dieser Stelle wieder treffen wollten, ohne Rücksicht darauf, in welchem Zustande wir uns da befinden würden und ohne Rücksicht auch auf die Entfernung, wollten wir jedenfalls herkommen. Wir nahmen an, daß in zwanzig Jahren jeder bereits sein Schicksal kennen würde und sich ein Vermögen schuf, was immer auch geschehen könnte.“

„Es klingt höchst interessant“, sprach der Polizist, „doch scheint es mir für ein Zusammenkommen eine ziemlich lange Zeit zu sein. Haben Sie seit jener Zeit, da Sie Ihren Freund verließen, nichts mehr Näheres über ihn gehört?“

„O doch, eine Zeitlang sind wir miteinander in Briefwechsel gestanden“, sprach der andere. „Doch ein oder zwei Jahre später verloren wir die Verbindung miteinander. Sie werden wissen, daß der Westen hübsch groß ist, und ich habe mich dort überall frey und quer herumgetrieben. Doch ich weiß sicher, daß Jimmy bestimmt zu dem Rendezvous hierherkommen wird, falls er am Leben ist, denn er war stets der treueste, verlässlichste Bursche, den die Welt gesehen hat. Er hat bestimmt nicht daran vergessen. Ich

bin etwa tausend Meilen hierhergereist, um vor dieser Türe stehen zu können, und es ist der Mühe wert gewesen, wenn mein alter Kamerad hier auf der Bildfläche erscheinen wird.“

Der wartende Mann zog eine nette Taschenuhr heraus, deren Deckel mit Brillanten besetzt waren.

„Es fehlen noch drei Minuten zu zehn Uhr“, kündigte er jetzt an, „es war genau zehn Uhr, als wir damals aus der Türe des Restaurants hier herausstraten.“

„Es ist wohl schön gewesen dort im Westen, nicht wahr?“ fragte der Polizist.

„Dummerweise, das können Sie sich wohl denken! Ich hoffe, daß es dem Jimmy nur halb so gut gegangen ist, dann ging's ihm sehr gut. Doch er war ein guter Arbeiter und ein guter Kerl. Ich selbst mußte allen Biß zusammenschaffen, um zu einem Vermögen zu kommen. Der Mensch verfauert aber in New York. Es ist notwendig, nach dem Westen zu wandern, um glücklich zu werden.“

Der Polizist schwang seinen Stod und sprang eine oder zwei Stufen aufwärts.

„Ich muß meine Stunde antreten. Ich hoffe, daß Ihr Freund zur rechten Zeit hierherkommen wird. Erwarten Sie ihn denn ganz pünktlich?“

„Nicht ganz, muß ich sagen“, erwiderte der andere. „Ich will ihm wenigstens eine halbe Stunde zugeben. Aber wenn Jimmy lebt, dann wird er innerhalb dieser Zeit zuverlässig hier sein. Leben Sie wohl, Herr Wachmann.“

„Gute Nacht, mein Herr“, sagte der Polizist, indem er wieder seine Stunde antrat und im Vorübergehen an den Türen probierte, ob alles in Ordnung sei.

Ein feiner Regen rieselte jetzt hernieder und der Wind hatte sich von unregelmäßigen Stößen zu einem festen, kontinuierlichen Wind verändert.

Die wenigen Passanten dieses Stadtteils eilten düster und schweigend mit aufgestelltem Koftragen und den Händen in den Taschen durch die Straßen. Vor der Türe des Eisenwarengeschäftes aber stand der Mann, welcher seine Zigarre rauchte und wartete, und der tausend Meilen hierhergeleitet war, um eine fast bis zur Lächerlichkeit anmutende Vereinbarung, die er gemacht hatte, zu erfüllen.

Er wartete über zwanzig Minuten, als

dann ein großer Mann in einem langen
Lebertod mit bis über die Ohren aufgestell-
tem Kragen quer von der gegenüberliegenden
Seite der Straße herbeigestürmt kam. Er
ging geradewegs auf den wartenden Mann zu.

„Bist Du es, Bob?“ fragte er zweifelnd.
„Bist Du es, Jimmy Wells?“ rief der
Mann vor der Türe.

„Willkommen!“ rief der Neugekom-
mene, indem er die beiden Hände des ande-
ren mit seiner Hand zusammendrückte. „Es
ist Bob, so sicher wie das Schicksal. Ich war
davon überzeugt, daß ich dich hier finden
würde, wenn du noch am Leben bist. Schön,
schön, schön doch! — zwanzig Jahre ist eine
lange Zeit. Das alte Restaurant ist ver-
schwunden Bob. Ich wünschte, daß es an der
Stelle geblieben wäre, so hätten wir dort
miteinander speisen können. Wie ist dir der
Westen bekommen, alles Haus?“

„Das ist Wurscht! Was mein Herz be-
gehrt, hab' ich dort gefunden. Doch du hast
dich sehr verändert, Jimmy. Wie hätte ich
dich um zwei oder drei Zoll größer vermutet.“

„Oh, ich bin ein Stück gewachsen, als ich
zwanzig war.“

„Ging es dir in New York gut? Jimmy?“
„Angemessen. Ich bin in einer städtischen

Abteilung angestellt. Komm, Bob! Wir wol-
len ein bißchen Umschau halten, ich kenne
hier einen guten Ort, und wir werden uns
einmal ordentlich über die alten, vergangenen
Zeiten ausplauschen.“

Die beiden Männer schritten Arm in Arm
die Straße herunter. Der Mann aus dem
Westen, durch seine Erfolge reifselig gewor-
den, begann die Geschichte seines Lebens zu
erzählen. Der andere hörte ihm, in seinen
Nack gewickelt, mit Interesse zu. An der
Straßenecke war ein Apothekergeschäft, dessen
Lampen hell erglänzten. Als sie in den Licht-
schein hereintraten, wandte sich jeder gleich-
zeitig gegen den andern, um ihm ins Gesicht
zu blicken.

Der Mann aus dem Westen blieb mit
einem Male stehen und gab des anderen
Arm frei.

„Du bist doch nicht Jimmy Wells,“ ent-
fuhr es ihm, zwanzig Jahre ist zwar eine
lange Zeit, aber doch nicht genug lang, um
eines Mannes Nase römischen Formates in
eine Stumpfnase zu verändern.“

„Oh, es kommt sogar mitunter vor, daß
sich ein guter Mensch in dieser Zeit in einen
schlechten verwandelt,“ sprach der große
Mann. „Sie werden sich innerhalb zehn

Minuten in Haft befinden, Silly Bob. Man
ist in Chicago der Meinung, daß Sie mög-
licherweise Ihren Weg hierher eingeschlagen
haben, und wir haben eine Depesche erhalten,
daß man sie dort zu sprechen wünscht. Sie
werden sich ruhig verhalten, nicht wahr? Das
ist vernünftig von Ihnen. Nun, gehe wir mit-
einander auf die Polizeistation gehen, hier ist
eine Nachricht für Sie, die man mich Ihnen
enzuhändigen gebeten hat. Sie können sie
hier beim Fenster durchlesen. Sie stammt vom
Revierinspektor Wells.“

Der Mann aus dem Westen faltete das
kleine, ihm eingehändigte Papier auseinander.
Seine Hand war fest, als er es zu über-
lesen begann, aber bald fing sie zu zittern an,
als er zu Ende gelesen hatte. Die Nachricht
war ziemlich kurz.

„Bob — ich war zur richtigen Zeit an
festgesetzten Ort. Als du das Streichholz für
deine Zigarre anzündest, sah ich, daß es das
Antlitz jenes Mannes war, der in Chicago
gesucht wird. Da ich es nicht über mich
brachte, die Verhaftung selbst durchzuführen,
ging ich davon und bat einen Zivilpolizisten,
die Arbeit zu leisten. Dein Jimmy.“

Aus dem Amerikanischen überfetzt
von F. Reisman.

Gespräch.

Von Felix Kleinmann.

Spricht der Reiche: Schopenhauer, Nietzsche,
Kant und Goethe.

Spricht der Arme: Kleidung, Schuhe, Wohnung
und andere Nöte:

Hat der Reiche aller Dinge Glänzen frohsatt
genossen.

Geht der Arme müde, matt, leer und ver-
droffen.

Spricht der Arme: O du erhabenen herrliche
Welt!

Seufzt der Arme: O du elendes, dorniges
Kummerfeld! —

Spricht der Reiche Worte wie dies: Verjöhnung!
Hört der Arme immer den Klang „Verjöhnung“

— Er hält es euch vor beim großen Gericht:
Ich war ein Mensch und ihr liehet mich nicht.

Ihr habt mich mißbraucht und geschändet um
Gold

Und habt es gesehn und gewußt und gewollt!
Brüdenlose Klüfte sind zwischen haben und
drüben.

Zwischen unserem Darben und eurem Praffen.
Wir müssen verachten und gramvoll hassen,

Und sind nicht so christlich, euch noch zu lieben.
Auch wir gedachten uns Blumen vom Ager
zu holen.

Ihr aber habt uns alles und alles gestohlen.
Ihr habt uns verkauft in das Elendsquartier.

Der Mensch ist des Menschen billigstes Tier!

Zeit.

Von Karl Kunz.

Du bist an einem bestimmten Tage, zu einer
bestimmten Stunde, in einem bestimmten Jahre
geboren, an irgendeinem Tage, zu einer Stunde
wirdest du sterben. Sei froh, daß wenigstens dieser
Zeitpunkt in gnädiges Dunkel gehüllt ist!

Zwischen Geburt und Tod liegt dein Leben,
die Zeit, die du amest. Aber schon vor der Ge-
burt war deine Menschwerdung der Zeit unter-
worfen.

Du bist ein Kind der Zeit, ein Sklave der
Zeit. Alles, was du tuest, tust du in der Zeit, für
die Zeit. Sie umgibt dich von allen Seiten. Je-
der Atemzug gehört der Zeit.

Von einem bestimmten Zeitpunkt an ver-
lierst du deinen Eigenwillen, der Staat nimmt
dich in Beschlag, schickt dich in die Schule, zwingt
dir seinen Willen auf. Von einem bestimmten
Tage an entläßt er dich aus der Schulspflicht,
mit einem bestimmten Tage wirst du großjährig,
eigenberechtigt, wahlberechtigt, wählbar.

Dein ganzes Leben lang hast du mit der
Zeit zu tun, mit Daten, Fristen, Terminen, Ar-
beitszeit, Fahrzeiten, Wartezeiten, dein Herz,
deine Lunge müssen in ganz bestimmten Zeit-
maßen ihre Arbeit verrichten, um dich um Le-
ben zu erhalten, du bist eine Uhr, ein wandeln-
der Zeittmesser.

Zeitmenschen wirst du von der unerbittlichen
Tyrannei Zeit beherrscht. Fragst du aber, was
die Zeit ist — kein Gelehrter, kein Ungelehrter
wird dir Antwort geben können!

Du siehst sie nicht, hörst sie nicht, aber sie
ist da, hält dich fest mit jähem, unsichtbaren
Bänden, nagt — ein gieriger Vampir — uner-
müdet an deinem Sinn.

Nicht einmal zu denken vermagst du sie!
Versuch es doch! Du wirfst ins Leere tappen,
sie rieselt dir durch die engsten Maschen deines
Gehirns, jeder Schlag deines Herzens entrückt
sie dir aufs neue in unfassbare Fernen.

Gib eine Definition der Zeit! Der Begriff
zerfällt dir in nichts, ratlos stehst du vor einem
unlöslichen Rätsel.

Vielleicht kamen die alten Griechen in ihrer
wunderbaren Kunst zu allegorisieren, Unfaß-
bares durch bildhafte Vorstellung einigermaßen
verständlich zu machen, dem dunklen Geheimnis
am nächsten. Sie dachten sich die Zeit als ein
gefräßiges Ungeheuer, das in unerfättlicher
Gier seine launigen gebornen Kinder erbarmungs-
los verschlingt.

Du sitzt allein in deiner Kammer. Traulich
tut die Wanduhr ihren eintönigen Sang. Trau-
lich? Denke nicht, räume nur! Dieses trauliche
Ticktad ist der unheimlichste Laut, der je an
eines Menschen Ohr gedrungen! Jede Sekunde
raubt dir ein Stück deines Lebens, jeder Pen-
delschlag bringt dich dem Tode näher. Was
wird dir der nächste bringen? Vielleicht nichts
mehr. Du bist gewesen! Vielleicht alles . . . du
bist der Zeit entrückt!

Ticktad! Von der Zeit löst sich ein Augen-
blick, gleitet blitzschnell an dir vorüber, ent-

schwindet unwiederbringlich, auf Nimmerwie-
dersehen.

Ticktad! Ticktad! Horch! Wie sie nagen und
knabbern an deinem Leben . . . die flüchtigen
Sekunden, die gefräßigen Würmer der Zeit!

Lautlos, unerlos, unaufhaltsam fliehet die
Zeit dahin, vorbei an Geburt und Tod, Lust
und Leid, Liebe und Haß. Oder steht sie ewig
still, erstarret in eherner Ruhe, und du bist nur
ein flüchtig vorbeihuschender Schatten in ihrem
kalten Spiegel?

Du freust dich wochenlang auf eine be-
stimmte Stunde, sieberst ihr sehrend entgegen.
Endlich ist sie da. Da? Schon ist sie vorbei und
sinnst ihr traurig nach.

Zitternd liegst du in Todessehnen, stemmst
dich verzweifelt gegen die Zeit. Um einen ein-
zigen, winzigen Augenblick nur siehst und bittest
du in heißer Inbrunst. Vergebens! Das Unge-
heuer Zeit kennt keine Gnade, keine Frist, ver-
schlingt dich mitten im Worde, das auf deinen
erbleichenden Lippen schwebt, reißt dich mitleid-
los fort in lautlosem, unergründlichem Strudel.

Was bist du . . . wo bist du in diesem uner-
los gleitenden Meere? Frage nicht! Vielleicht
sagt es dir der nächste Augenblick.

Du vertreibst dir die Zeit. Armer Narr!
Die Zeit vertreibt dich!

Du schlägst die Zeit tot. Zähl' nur fest
zu! Die Zeit morder dich!

Du hast keine Zeit. Vielleicht ist dies das
einzige wahre Wort, das je über deine Lippen
kam! Du hast keine Zeit, die Zeit hat dich! Du
launst ihr nicht entrinnen!

Du, der du diese Zeilen zu Ende gelesen
hast, bist nicht mehr derselbe, der du zu Anfang
warst. Die Zeit stand nicht still, ist nicht mehr
dieselbe . . . nicht die Gegenwart, nicht die Ver-
gangenheit, nicht die Zukunft.

Und weiter, weiter gleiten die Sekunden
lautlos in die Unendlichkeit hinab . . .

oo

Wer nicht lachen kann, hat keinen Kopf,
wer nicht weinen kann, kein Herz. Es hat ganze
Zeiträume gegeben, wo das eine oder das andere
überwog; und doch gehört beides zueinander.
Tränen sind das Edelste oder das Gemeinste,
nach Maßgabe der Person, der Veranlassung, des
wie, weshalb, wozu. F. v. Raumer.

Das Glück.

Von Alexander Kuprin.

Ein großer König rief die Weisen und Dichter seines Reiches zusammen. Als sie nun sämtlich vereinigt waren, fragte er sie:

„Worin besteht das Glück?“

„Nimmer sehen zu dürfen, o König“, erwiderte schnell der erste, „immer das göttliche Strahlen deines Antlitzes sehen zu dürfen!“

„Man steche ihm die Augen aus!“ befahl der König mit eiserner Stimme. „Der nächste!“

„Das Glück ist die Macht. O König, du bist glücklich!“ rief der zweite.

„Aber ich leide an Hämorrhoiden und kann keine Heilung finden. Man reiße ihm die Nase aus, der Kanaille! — Der nächste!“

„Das Glück ist der Reichtum!“ stotterte der dritte.

Da verzette der König:

„Ich bin reich und dennoch suche ich das Glück. Bequügst du dich mit einem Goldbarren, der so schwer ist wie dein Kopf?“

„O König . . .“

„Du sollst ihn haben. Binde ihm an den Hals einen Goldbarren und werfe diesen Bettler ins Meer.“

Ungeduldig rief der König:

„Der vierte!“

Ganz in Lumpen gehüllt und mit fieberhaft flackernden Augen näherte sich der Gerufene, auf dem Boden hinkriechend, dem König.

„Weiser König“, murmelte er, „meine Wünsche sind bescheiden! Ich bin hungrig! Sättige mich, dann werde ich glücklich sein und deinen Namen alltäglich preisen!“

„Geht ihm zu essen“, sagte verächtlich der König, „und hat er sich überfressen und ist daran krepieret, so meldet es mir.“

Zwei andere traten vor. Der eine, ein Athlet mit rosigem Körper und niedriger Stirn, seufzte:

„Das Glück besteht in der geistigen Schöpferkraft.“

Der andere, ein schwächerer, blasser Poet, auf dessen Wangen rote Flecke brannten, sagte:

„Die Gesundheit ist das Glück.“

Aber der König lächelte bitter und erklärte:

„Wenn es in meiner Macht stünde, eure Gesichte zu vertauschen, so würdest du, o Dichter, Gott um die Gabe der dichterischen Schöpferkraft bitten, und du, neuer Herkules, zu den Ärzten laufen und stärkende Pillen verlangen. Geht beide in Frieden. Wer ist denn jetzt an der Reihe?“

„Zerbrich!“ rief stolz der siebente, der ganz mit Narzissen bekränzt war. „Das Glück liegt in dem Nichts!“

„Man löse ihn!“ befahl kurz der Despot.

„Gnade, o König, Gnade! . . .“ stotterte der Verurteilte, der blaffer geworden war als die Blütenblätter seiner Narzissen. „Ich habe meine Worte nicht so gemeint . . .“

Aber der König winkte nur müde mit der Hand, gähnte und wiederholte trocken:

„Züht ihn ab! . . . Man löse ihn. Das Wort eines Königs muß fest sein wie Achat.“

Viele andere knieten noch vor ihm nieder. Einer rief plötzlich aus:

„Die Liebe!“

„Es sei“, antwortete der König; „gebt ihm die hundert schönsten Frauen und Mädchen meines Reiches. Geht ihm auch einen Becher Gift. Und wenn der Augenblick kommt, wo er vor Ekstase selber den Garaus machen wird, dann gebt mir Nachricht: Ich will mir seinen Leichnam ansehen.“

Und ein anderer sagte noch:

„Das Glück besteht in der sofortigen Erfüllung jedes meiner Wünsche.“

„Also gut; was wünschst du dir denn in diesem Augenblick?“ fragte boshaft der König.

„Ich?“

„Nun ja, wer denn sonst?“

„O König, die Frage kommt mir zu unerwartet.“

„Man begrabe ihn lebend! . . . Aber was sehe ich da . . . Noch ein Weiser? Nähere dich nur . . . Vielleicht weißt du, worin das Glück besteht?“

Und der Weise, denn es war wirklich ein solcher, antwortete:

„Das Glück besteht in der menschlichen Fähigkeit, sich ganz nach Belieben etwas denken zu können.“

Die Augenlieder des Königs zuckten und zornig brüllte er auf:

„So, so, also der menschliche Gedanke ist das Glück?! Was ist denn das, der menschliche Gedanke?“

Der Weise aber, der ein wirklicher Weiser war, hatte nur ein Lächeln des Mitleids zur Antwort.

Da befahl der König, diesen Menschen, der

sich scheinbar lustig über ihn machte, in ein unterirdisches Gefäß zu sperren. Kein Licht sollte an sein Auge und kein Ton an sein Ohr dringen, damit er ganz seinen Gedanken sich widmen könne.

Nach einem Jahre brachte man den Gefangenen zum König; er war blind und hielt sich kaum noch auf den Füßen.

„Nun“, fragte ihn der König, „bist du glücklich?“

Der Weise antwortete ruhig:

„Ja, ich bin glücklich. In meinem Gefängnis war ich mächtig reich, verlobt, satt und hungrig, ganz, wie es meine Gedanken wollten.“

„Was ist also der Gedanke?“ rief der König, während vor Ungeduld. „In fünf Minuten werde ich dich aufhängen lassen und auf dein verfluchtes Gesicht hinspucken. Wird dich dein Gedanke in diesem Augenblick trösten können? Und was wird aus den Gedanken werden, die du in der Welt verstreut hast?“

Aber der Weise, der ein wirklicher Weiser war, antwortete, ohne daß die Worte des Königs auch nur den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hätten:

„Armer, törichter Mensch! Der Gedanke ist unsterblich!“

Eine Nacht in Venedig.

Von J. Ad. Arennes.

Als der Schuß verhallt war, stand Giuseppe einen Augenblick still und horchte in die Finsternis hinein. Er hörte einige wackelnde Schritte, gewahrte eine dunkle Gestalt, die eine Steintreppe hinunterrollte und zusammenfiel. Dann wurde es ganz still. Nur das schwere, matschimmernde Wasser des Kanals schlug sanft gegen die Mauer.

Da wurde ein Fenster geöffnet. Gerade über seinem Kopf und eine ängstliche Frauenstimme flüsterte:

„Bist du's, Giuseppe?“

Und gleich darauf fragte auch eine jüngere Stimme zitternd und tränenerstickt dasselbe in die Nacht hinein.

„Vater, was ist geschehen?“

Giuseppe antwortete nicht. Sein Gehirn arbeitete rasend. Wen in aller Welt hatte er erschossen? Diesen oder jenen Dieb? Vielleicht einen Mörder? Wäre er fünf Minuten später gekommen, hätte er vielleicht seine Frau und seine Tochter als Leichen gefunden!

Er ging hinaus und warf seinen Revolver auf einen Tisch. Er fühlte sich außerordentlich erschöpft und schwach.

„Hörtet ihr denn nichts, bevor ich kam?“ fragte er die Frauen. Beide schüttelten verneinend den Kopf.

„Kein!“

Giuseppe erzählte:

„Als ich die Tür öffnete, sah ich, wie sich ein schwarzer Schatten gegen die Wand drückte. Ich rief irgendwas und es schien mir, als ob der andere sich dazu anstielte, sich auf mich zu stürzen. Nun ist er tot — dieser Schurke!“

„Wer kann es nur sein?“ fragte der Mörder klanglos, und die Tochter meinte:

„Wir müssen zusehen, ob er wirklich tot ist!“

Alle drei gingen hinunter. Giuseppe wendete das Gesicht des Toten dem Licht zu. Beide Frauen schrien auf, wie aus einem Munde:

„Mario!“ beide fielen schluchzend bei der Leiche nieder.

„Ihr wußtet also, daß er hier war?“

Giuseppe richtete sich auf und dachte nicht mehr daran, daß er gemordet hatte. Ein furchtbarer Verdacht bemächtigte sich seiner. Dieser Mann war also in seinem Hause ein- und ausgegangen! Sie betrogen ihn — wer von den

beiden? Beide etwa? Seine Frau, die er liebte, und seine Tochter, die er erzog? Und er — der sich eingebildet hatte, Herr seines Hauses zu sein!

Er packte jede am Arm und befahl ihnen drohend, die Wahrheit zu sagen.

„Was soll ich denn sagen, Giuseppe?“ sprach die Mutter weinerlich. „Ich weiß genau so viel wie du!“ Und die Tochter jammerte:

„Warum peinigt du mich, Vater. Ich schwör: — ich weiß nichts!“

Giuseppe beugte sich über den Toten. Er untersuchte die Taschen, las die Papiere, die in seiner Brusttasche lagen. Nichts. Dann sah er verbittert auf. — Nicht einen Schlüssel besitzt er! Eine von euch muß ihn also hineingelassen haben! Aber wer von euch? Du? Du? . . .“

Aber die beiden schmerzverzerrten Gesichter verrieten nichts.

Da begriff Giuseppe, daß er mit diesem fremden Manne auch die Wahrheit getötet hatte. Vielleicht konnte er die Frauen zu einem Geständnis zwingen. Aber — gestand auch wirklich die eine — täte sie es nicht nur, um die andere zu decken? Lüge und Verrat hatten sich in sein Haus eingeschlichen — wie ein unheimlicher Toter . . .“

Giuseppe ging langsam die Treppe hinauf. Er ergriff den Revolver und richtete ihn auf seine Schläfe.

Ein Schuß trachte. Darauf trat Stille ein. Nur das schwarze, nächtliche, bleischwere Wasser schlug dumpf gegen die Mauer des Hauses.

Anekdoten zum Nachdenken*).

Zamuel Johnson wurde einst von einem Baumwolljobber gefragt, wie er den Begriff Rechtschaffenheit definiere.

„Wozu die Frage“, entgegnete er, „was fragen Sie nach Dingen, die Sie nichts angehen?“

Johnson war zur Besichtigung der Manufakturen von Warwick eingeladen. Ein Fabrikant machte die Führung.

„Hier sehen Sie Stoffe für Italien, hier für Deutschland, hier für Amerika, dort drüben für Ostindien, die dort sind fürs Kapland bestimmt . . .“

* Diese Anekdoten usw. sind dem „Bürgerpiegel“, Wolff-Verlag, Berlin, entnommen.

Hier unterbrach Johnson, der wohl gemerkt hatte, wie die Arbeiter der Weberei nur mit Lumpen begleitet umherliefen, den Erklärer mit den Worten:

„Aber nun kommen Sie doch zum wichtigen: wo sind denn die Stoffe für Watwid?“

Ein armer Teufel suchte einen Vorspanner in seiner Wohnung auf und schildert ihm seine Sorgen. Der Herr hört eine Weile zu, dann ruft er den Diener:

„Johann, schmeiß den Kerl raus, er bricht mir's Herz.“

Unser Zeitalter ist ein grundehrliches, denn ist jemand schon ehrlich, so hat er gewiß seinen besonderen Grund dazu. Unser Zeitalter ist ein gemeinnütziges, denn nichts nützt mehr als das Gemeine.

Ein Reicher sagt zu einem armen Gelehrten:

„Ich glaube, Sie können sich gar keinen rechten Begriff vom Reichtum machen!“

„Doch, ich weiß: er gibt einem Hundszott das Übergewicht über einen ehrlichen Mann!“

Ein armer Teufel wurde gefragt, wie es ihm gehe.

„Ob, ich lebe wie im Himmel“, antwortete er.

„Wie soll das verstanden werden?“
„Na, doch: im Himmel wird auch nicht gegessen und getrunken!“

Ein Mann von der Straße wohnte einer Deputiertenwohnung bei, in der Steuerfragen behandelt wurden.

Als die Sitzung für geschlossen erklärt wurde, rief er aus: „Die guten Herren — ich möchte mein Leben lang umsonst für sie arbeiten!“

„Was haben Sie denn für eine Profession?“ fragte ihn ein Diener.

„Ich bin Zeiler“, antwortete jener.

Gebanten-Splitter.

Wahrheiten.

Von Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799).

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in einem Staat nicht untergeht, wie sich Spanien ebendam rühmte, sondern was sie während ihres Laufes in diesem Staate zu sehen bekommt.

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträte, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Raders Wade hielt, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räufern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Völkern anders?

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergedrungenen Monarchie ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, daß erst jeder Stein anders gebauet ist und dazu gehört Zeit.

Wenn eine Geschichte eines Königs nicht verbrannt worden ist, so mag ich sie nicht lesen.

Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen. Mich wundert's, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheeren.

Allerlei.

Ein moderne Völkerverwanderung. Eine große Völkerverwanderung, die nur mit der Auswanderung so vieler Europäer nach den Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert verglichen werden kann, vollzieht sich nach den letzten unbefiedelten Ebenen der Mandchurie. In diesem Jahr sind hier allein gegen eine Million neuer Siedler angekommen, die vor Armut und Krieg aus den überfüllten und innerlich aufgewühlten Provinzen Schantung und Schi-Li nach dem „äußersten Westen“ der Nord-Mandchurie flüchten. Durch das alte Einfaltstor in der großen Mauer bei Schonghai-Siwan und über den niederen Hafen von Tairen strömen sie in großen Massen nach ihren neuen Zügen, gegenwärtig etwa in einer Menge von 10.000 im Monat. Wie ein Bericht aus Nudun schildert, befinden sich unter diesen langen Auswandererzügen nur wenige Mädchen und fast gar keine jungen Männer. Die Mädchen sind vorher verkauft worden, und die Jünglinge sind zwangsweise für eins oder das andere der chinesischen Heere rekrutiert worden, die einander bekämpfen. Die Regierung der mandchurischen Provinzen begünstigt diese Völkerverwanderung nach Kräften. Die Eisenbahnen nehmen nur ganz geringfügige Summen für die Beförderung der Einwanderer und Männer und Frauen über 50 Jahren sowie Kinder unter 10 Jahren reisen vollkommen umsonst. Die Neuanfömlinge wenden sich zu meist nach dem Gebiet, das längs der noch unbestimmten Grenze der Mongolei liegt. In vielen Fällen erwerben sie Land, das den verschiedenen Fürsten der Mongolei gehört, aber während sie sich auf mongolischem Boden niederlassen, stehen sie weiter unter chinesischer Rechtsprechung, und das Land, das sie bebauen, wird chinesisches Gebiet. Die Auswanderung ist von vielen Tragödien begleitet. Wenn Gegenden erreicht sind, in denen es keine Eisenbahnen und keine freie Beförderung mehr gibt, wenn die Räder und Entbehrungen der Aufwanderung beginnen, dann bleiben viele am Wege liegen, und der Zug der Wanderer wird bezeichnet durch Tausende von frischen Gräbern am Wege. Viele der Auswanderer können die Kinder, besonders die Kleinen, die noch auf dem Arm getragen werden, nicht mit durchbringen. Die Kinder werden alle ausgelegt oder in den größeren Städten zurückgelassen. Ein beliebter Weg, sich von einem Baby zu bereuen und es möglichst auffällig der Wohlthätigkeit darzubieten, besteht darin, daß das unglückliche Kleine in Lumpen oder auch in Zeitungspapier gehüllt und im letzten Moment auf dem Eisenbahnperron hingelegt wird, bevor der Zug weiterfährt.

Allerlei Hausrezepte

Um die Qualität der Milch zu prüfen, taucht man eine Zirknadell hinein; reine Milch bleibt an der Nadel hängen, während Milch, die durch Wasser verfälscht ist, sofort abfließt.

Um rohes Fleisch frisch zu erhalten und es verdautlicher zu machen, reibt man es mit Essig ein.

Rotten aus Teppichen entfernt man, indem man 125 Gramm Ammoniakstein in ¼ Liter kochendem Wasser auflöst. Ein in dieser Flüssigkeit getränktes Flanellstück lege man auf den betreffenden Gegenstand und bügelt mit einem sehr heißen Eisen.

Neue Spizengardinen wäscht man zweckmäßig, indem man sie über Nacht in Wasser, dem eine Handvoll groben Salzes beigelegt

ist, einweicht. Das Salz bewirkt das Verschwinden der Appretur, so daß Arbeit und Seife erspart wird.

Rauchflecken von Zimmerdecken lassen sich durch eine Mischung aus Stärkemehl und Wasser, die mit einem reinen Völkfleschen an den betreffenden Stellen aufgetragen wird, beseitigen. Die Stärkepaste entfernt man, sobald sie eingetrocknet ist, mit einer weichen Bürste.

Niechjal: läßt sich herstellen, indem man ein oder zwei kleinere Stüchchen Zalmiakstein in eine Flasche mit etwas Eau de Cologne tut. Es ist notwendig, die Flasche fest zu verschließen.

Welles Gemüse frischt man auf, indem man es einige Stunden in kaltes Wasser unter Einwirkung von Zitronensaft legt.

Weiteres.

Gallischer Humor.

„Woran leiden Sie?“ fragte der berühmte Arzt. — „Ich weiß nicht, Herr Doktor, ich fühle mich nicht wohl.“ — „Was für ein Leben führen Sie?“ — „Ach, Herr Doktor, ich arbeite wie ein Pferd, habe einen Völkshunger, esse wie ein Löwe, und abends bin ich müde wie ein Hund; dann schlafe ich wie ein Murmeltier.“ — „Wissen Sie“, riet der Professor, „gehen Sie zu einem Tierarzt.“

Wie haben Sie es nur fertiggebracht, sich das Rindchen völlig abzugewöhnen? Dazu gehört ja eine außerordentliche Charakterstärke.“ — „Ja, die hat meine Frau.“

Amerikanischer Humor.

Eine Modifikation. Frau Krächzer stellte das Grammophon auf den Tisch und sagte zu ihrem Gatten: „Ich habe hier eine neue Platte, rare mal, was es ist.“ Dann kamen eigentümliche, unheimliche Töne aus dem Apparat. Herr Krächzer legte die Stim nachdenklich in Falten und meinte: „Vielleicht eine Säge, die durch Astknochen schneidet.“ „Nein!“ „Vielleicht eine Ente, die mit ihren Krallen in eine Falle geraten ist.“ Frau Krächzer schüttelt den Kopf. „Ich gebe es auf“, sagte Herr Krächzer. „Nicht wahr“, meinte Frau Krächzer. „Die Geräusche sind fürchterlich.“ „Na, was ist es denn?“ „Es ist eine Platte, die ich in unserer Schlafzimmern aufgenommen habe! Nun hörst du, wie du schnarchst!“

Selbentum. „Als ich dich heiratete, Dad, hielt ich dich für mutig.“ — „Als ich dich heiratete, Wand, hielten mich alle für mutig.“

Der Rechte. „Können Sie Auto fahren?“ fragt der Automobilist einen Herumstehenden. „Nein, leider nicht“, antwortete er. „Ausgezeichnet“, ruft der andere aus, „bleiben Sie, bitte, stehen, und passen Sie auf meinen Wagen auf.“

Rätsel-Gate.

Gleichklang.

Ein — hat die kluge Hausfrau mit Bedacht, was der Herbst an Obst und Gemüse gebracht. Und wurde das Fleisch dabei nicht vergessen, dann hat man immer was zu essen. Auf — werd' ich jeden Morgen, es ist so der Brauch, und mein Junge ist's glücklicherweise auch.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat. 1. Rarew; 2. Adels; 3. Remis; 4. Elise; 5. Wejer